

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 14

Artikel: Frau Sorge [Schluss]
Autor: Sudermann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668927>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXIV. Jahrgang

Zürich, 15. April 1931

Heft 14

Im Frühling.

Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel:
Die Wolke wird mein Flügel,
Ein Vogel fliegt mir voraus.
Ach, sag mir, alleinige Liebe,
Wo du bleibst, daß ich bei dir bliebe!
Doch du und die Lüfte, ihr habt kein Haus.

Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüte offen,
Sehnend,
Sich dehrend
In Lieben und Hoffen.
Frühling, was bist du gewillt?
Wann werd ich gestillt?

Die Wolke seh ich wandeln und den Fluß,
Es dringt der Sonne goldner Fuß
Mir tief bis ins Geblüt hinein;
Die Augen, wunderbar berauschet,
Tun, als schliefen sie ein,
Nur noch das Ohr dem Ton der Biene lauschet.

Ich denke dies und denke das,
Ich sehne mich und weiß nicht recht, nach was:
Halb ist es Lust, halb ist es Klage;
Mein Herz, o sage,
Was webst du für Erinnerung
In golden grüner Zweige Dämmerung?
— Alte unennbare Tage! Ed. Mörike.

Frau Sorge.

Roman von Hermann Sudermann.

(Schluß.)

21. Kapitel.

Beim ersten Morgengrauen fuhr ein gar trauriger Zug auf dem Wege nach Helenental über die herbstliche Heide. Zwei schwächliche Leierwagen, die langsam hintereinander herschlichen. Auf ihnen fand alles Platz, was von dem Heidehof noch übrig geblieben war.

In dem ersten lag, in Stroh gepackt, von Decken umgeben, sein Herr — mit Wunden bedeckt, bewußtlos... Das blasser, zitternde Weib, das sich angstvoll über ihn neigte, war die Gespielin seiner Jugend.

So holte sie ihn sich heim...

„Wir wollen ihn zu einer der Schwestern schaffen,“ hatte Herr Douglas gesagt, aber sie hatte die Hände auf Pauls Brust gelegt, von der die versengten Kleiderfetzen niederhingen, als wollte sie für immer Besitz von ihm nehmen, und hatte erwidert:

„Nein, Vater, er kommt zu uns!“

„Aber deine Hochzeit, Kind — die Gäste!“

„Was geht mich die Hochzeit an!“ hatte sie gesagt, und der lustige Bräutigam hatte verblüfft daneben gestanden.

In dem zweiten Wagen lagen die wenigen Möbel, die gerettet waren, eine alte Kommode,

ein paar Schubladen mit Wäsche und Büchern und Bändern, irdene Schüsseln, ein Milcheimer und die lange Pfeife des Vaters. —

Wo aber war der hingekommen?

Der einzige, der vielleicht Auskunft geben konnte, lag hier besinnungslos, am Ende schon gar mit dem Tode ringend.

War er geflohen? War er in den Flammen zugrunde gegangen? Die Mägde hatten sein Schlafzimmer leer gefunden, von ihm selber keine Spur.

„Mir ahnt nichts Gutes“, sagte der alte Douglas, „Anlage zur Verrücktheit besaß er schon immer, und wenn wir morgen seine Knochen im Schutte finden, so bin ich mir klar darüber, daß er selber die Scheune in Brand gesteckt und sich dann in die Flammen gestürzt hat.“

Als sie aber eben durch das Helenentaler Hoftor fahren wollten, hörten sie seitwärts von der Scheune her ein klägliches Hundegeheul und sahen einen fremden Köter, der die Borderrpfoten auf eine dunkle daliegende Masse gestemmt hatte und von Zeit zu Zeit an etwas zerrte, das wie der Zipfel eines Gewandes aussah.

Erschrocken ließ Douglas halt machen und schritt dorthin. Da fand er den Gesuchten als Leiche liegen. Seine Züge waren schrecklich verzerrt und die Arme noch halb erhoben, als sei er plötzlich zu Stein erstarrt. Neben ihm lag ein zerbrochener Topf, und eine Streichholzbüchse schwamm in einer Lache von Petroleum, das in den lehmigen Wagen Spuren wie in Rinnen weitergelaufen war.

Da faltete der graue Riese seine Hände und murmelte ein Gebet. Als er zum Wagen zurückkehrte, zitterte er am ganzen Leibe, und seine Augen standen voll Wasser.

„Elisbeth, sieh dorthin“, sagte er, „dort liegt die Leiche des alten Mehhöfer. Er hat unser Gut anzünden wollen, und Gott hat ihn erschlagen.“

„Gott steckt keine Scheunen in Brand!“ sagte Elisabeth und blickte nach dem brennenden Hofe zurück, von dem ein dunkelblauer Qualm in den trüben Morgen emporstieg.

„Aber ist es nicht Gottes Fügung, daß wir gerettet wurden?“

„Hat uns einer gerettet, so tat es dieser!“ sagte Elisabeth.

„Was? Er soll alles geopfert haben, er soll ein Brandstifter geworden sein — bloß um —?“

„Frag ihn!“ sagte sie tonlos, und in aufsteigender Herzensangst schlug sie die Hände vor die Brust und wimmerte laut.

„Geh' Gott, daß er noch einmal zu antworten vermöchte,“ murmelte Douglas. Dann erteilte er ein paar Knechten den Befehl, daß sie die Leiche des Alten in das Wohnhaus brächten. Nach einem Arzte war bereits gesandt worden, er selbst wollte zu den Schwestern fahren, um sie zu benachrichtigen.

Mit verstörten Gesichtern kamen die Gäste dem Wagen entgegengestürzt, der vor der blumengeschmückten Veranda hielt.

„Elisbeth, wie siehst du aus? Elisabeth, schone dich!“ riefen die Tanten und machten Miene, sie in Beschlag zu nehmen.

„Geh' fort“, sagte sie und wehrte die tätchelnden Hände mit einer Gebärde des Grauens von sich ab.

Auch der lustige Bräutigam, der während dieser Nacht eine gar klägliche Rolle gespielt hatte, kam herbei und versuchte ihr zuzureden, daß sie sich von dem hilflosen Leibe entferne. Sie aber schaute ihn mit irrem Blicke von oben bis unten an, als erinnere sie sich nicht, ihn jemals gesehen zu haben. — Ein Gefühl seiner Wertlosigkeit mochte in ihm aufsteigen. — Bekommen und verschüchtert ließ er von ihr ab.

Die Tanten eilten händeringend zu dem alten Douglas, der, auf ein Fuhrwerk wartend, vor den Ställen auf und ab schritt. Seine mächtige Brust arbeitete schwer, seine weißen, buschigen Brauen preßten sich zusammen, und seine Augen schossen Blitze. — Ein Sturm schien durch seine Seele zu gehen.

„Erbarm dich!“ riefen die Weiber, „schaff Elisabeth zur Ruhe, — sie muß sich erholen, — es scheint, als will sie wahnsinnig werden.“

„Wenn es so ist, wie sie sagt,“ murmelte er vor sich hin, „wenn er sein Hab und Gut geopfert hat! — Donnerwetter, laßt mich in Ruh!“ schrie er die Weiber an, die ihn umringten.

„Aber denk an Elisabeth“, riefen sie — „um zwölf Uhr kommt der Pfarrer — wie wird sie aussehen?“ —

„Das ist ihre Sache!“ schrie er, „laßt sie nur machen! Sie weiß genau, was sie tut!“

In dem Augenblicke, in dem Paul vom Wagen gehoben wurde, kam von dem Tore ein Häuflein Knechte daher, welche die Leiche seines Vaters trugen. — — —

Dicht hintereinander wurden die beiden Körper in das „weiße Haus“ getragen, und der Hund ging winselnd und schnuppernd hinterdrein. Es war eine traurige Prozession. — —

Elisbeth ließ Paul in ihr Schlafzimmer schafen, schloß die Tür und setzte sich neben das Bett.

Vergeblich flehten die Tanten um Einlaß.

Um elf Uhr kam der Arzt und erklärte, bis zum nächsten Morgen bei dem Kranken bleiben zu wollen. Er hatte sich wohl darauf eingerichtet, denn er war ein alter Freund des Hauses und gehörte zu den Hochzeitsgästen. Inzwischen sollte nach einer Wärterin telegraphiert werden.

„Darf ich nicht bei ihm bleiben?“ fragte Elisabeth.

„Wenn Sie können!“ antwortete er verwundert.

„Ich kann!“ erwiderte sie mit einem rätselhaften Lächeln.

Die Tanten pochten aufs neue. „Erbarm dich, Kind!“ riefen sie durch den Türspalt, „du mußt dich anziehen, du mußt zum Standesamt. Der Pfarrer ist gekommen.“

„Er kann wieder gehen!“ antwortete sie.

Draußen ließ sich ein Murmeln vernehmen, auch der Bräutigam half ratschlagen.

„Was wollen Sie tun, mein Kind?“ sagte der greise Arzt und sah ihr forschend ins Auge. Da sank sie weinend vor dem Bette auf die Knie, ergriff Pauls schlaff herabhängende Hand und drückte sie gegen Augen und Mund.

„Das ist Ihr fester Wille?“ fragte der alte Mann.

Sie nickte.

„Und wenn er stirbt?“

„Er stirbt nicht“, sagte sie, „er darf nicht sterben.“

Der Arzt lächelte traurig. „Es ist gut“, sagte er dann, „bleiben Sie eine Weile bei ihm allein und erneuern Sie alle zwei Minuten den Umschlag. Ich werde inzwischen Ruhe schaffen.“

Als bald hörte man draußen Wagen vorsahren und den Hof verlassen. Eine Stunde später trat der Arzt wieder in das Krankenzimmer. „Das Haus ist bald leer“, sagte er, „die Feier ist aufgeschoben.“

„Aufgeschoben?“ fragte sie angstvoll. — —

Der alte Mann sah sie an und schüttelte den Kopf. Das Menschenherz zeigte sich ihm jeden Tag in neuen Rätseln. — — —

Wochenlang schwebte der Kranke zwischen Leben und Tod.

Elisbeth wich kaum von seinem Bette, sie aß nicht, sie schlief nicht, ihr ganzes Leben war aufgegangen in der Sorge um den Geliebten.

Der Alte ließ sie gewähren. „Sie muß ihn gesund machen“, sagte er, „damit ich ihn fragen kann.“

Der lustige Wetter fing an zu ahnen, daß seine Lage keine beneidenswerte war, und nachdem er sich von dem Oheim seine sämtlichen Schulden hatte bezahlen lassen, verließ er Heleental.

Die Leiche des alten Mehhöfer war schon am Tage nach dem Brande von den beiden Zwillingen abgeholt worden. Sein rätselhafter Tod erregte großes Aufsehen, die Zeitungen der Hauptstadt berichteten davon, und was er sein ganzes Leben lang nicht erreicht hatte, sich als Held gefeiert zu sehen, ward ihm nun im Tode.

Im Hintergrunde aber lauerten die Gerichte auf Pauls Genesung.

22. Kapitel.

Der Verteidiger hatte geendet. — Ein Murmeln ging durch den weiten Schwurgerichtssaal, dessen Galerie von dichtgedrängten Köpfen starrete.

Wenn der Angeklagte die Wirkung des glänzenden Plaidoyers durch ein unbedachtes Wort nicht wieder verdarb, so war er gerettet.

Die Replik des Staatsanwalts verhallte ungehört.

Und nun flirrten die Lognetten und Operngucker. Aller Augen wandten sich nach dem blassen, schlicht gekleideten Manne, der auf demselben Armensünderbänkchen saß, auf welchem vor acht Jahren der tückische Knecht gefessen hatte.

Der Präsident hatte gefragt, ob der Angeklagte noch etwas zur Erhärtung seiner Unschuld beizubringen habe.

„Schweigen, Schweigen!“ ging es murmelnd durch den Saal.

Aber Paul erhob sich und sprach, erst leise und stockend, doch sicherer von Augenblick zu Augenblick:

„Es tut mir von Herzen leid, daß die Mühe, welche sich der Herr Rechtsanwalt gegeben hat, mich zu erretten, umsonst gewesen sein soll. Aber ich bin nicht so unschuldig an der Tat, wie er mich darstellt.“

Die Richter sahen sich an. „Was ist das? — Er will gegen sich selber sprechen.“

„Er hat gesagt, ich wäre durch die Angst so gut wie besinnungslos gewesen. Ich hätte gehandelt in einer Art von Wahnsinn, die mich in jenem Augenblicke unzurechnungsfähig gemacht hätte. — Das ist aber nicht so.“

„Er bricht sich den Hals,“ hieß es im Zuschauerraum.

„Ich habe mein ganzes Leben lang ein gedrücktes und scheues Dasein geführt, und habe gemeint, ich könnte keinem Menschen ins Auge sehen, obwohl ich doch nichts zu verbergen hatte; wenn ich mich aber diesmal feige betrage, so glaub' ich, ich werd's noch weniger können als je, und diesmal werd' ich auch Grund genug dazu haben. — Der Herr Rechtsanwalt hat auch mein Vorleben als ein Muster aller Tugenden dargestellt. — Dem war aber nicht so. — Mir fehlte die Würde und das Selbstbewußtsein, — ich vergab mir zu viel gegenüber den Menschen und mir selber. — Und das hat mich stets gewurmt, obwohl ich nie recht darüber ins Klare kommen konnte. — Es hat zu viel auf mir gelastet, als daß ich jemals hätte frei aufatmen können, wie der Mensch es muß, wenn er nicht stumpf werden und verkümmern soll.“

„Diese Tat aber hat mich frei gemacht und mir das geschenkt, was mir so lange fehlte, — sie ist mir ein großes Glück gewesen; und ich soll so undankbar sein, daß ich sie heute verleugne? — Nein, das tu' ich nicht. — Sie mögen mich immerhin einsperren, solange Sie wollen, ich werde die Zeit schon überdauern und ein neues Leben anfangen. — Und so muß ich denn sagen: ich hab' mein Hab und Gut in vollem Bewußtsein angestekt, ich war nie so sehr bei Sinnen wie damals, als ich die Petroleumkanne über mein Getreide ausschüttete, und wenn ich heute in dieselbe Lage käme, weiß Gott, ich tät' es wieder. — — Warum sollt' ich auch nicht? — Was ich zerstörte, war meiner Hände Werk — ich hatte es in langen Jahren durch harte Arbeit geschaffen und konnte damit machen, was ich wollte. Ich weiß wohl, das Gericht ist anderer Ansicht, und dafür werd' ich meine Zeit auch ruhig absitzen. Aber wer litt denn auch Schaden außer mir? — Meine Geschwister waren alle gut versorgt, und mein Vater“ — — er hielt einen Augenblick inne, und seine Stimme zitterte, als er fortfuhr: „Ja, wär's nicht besser, mein alter Vater hätte

seine letzten Lebensjahre in Ruh und Frieden bei einer seiner Töchter verbracht als da, wo ich jetzt hingehe?

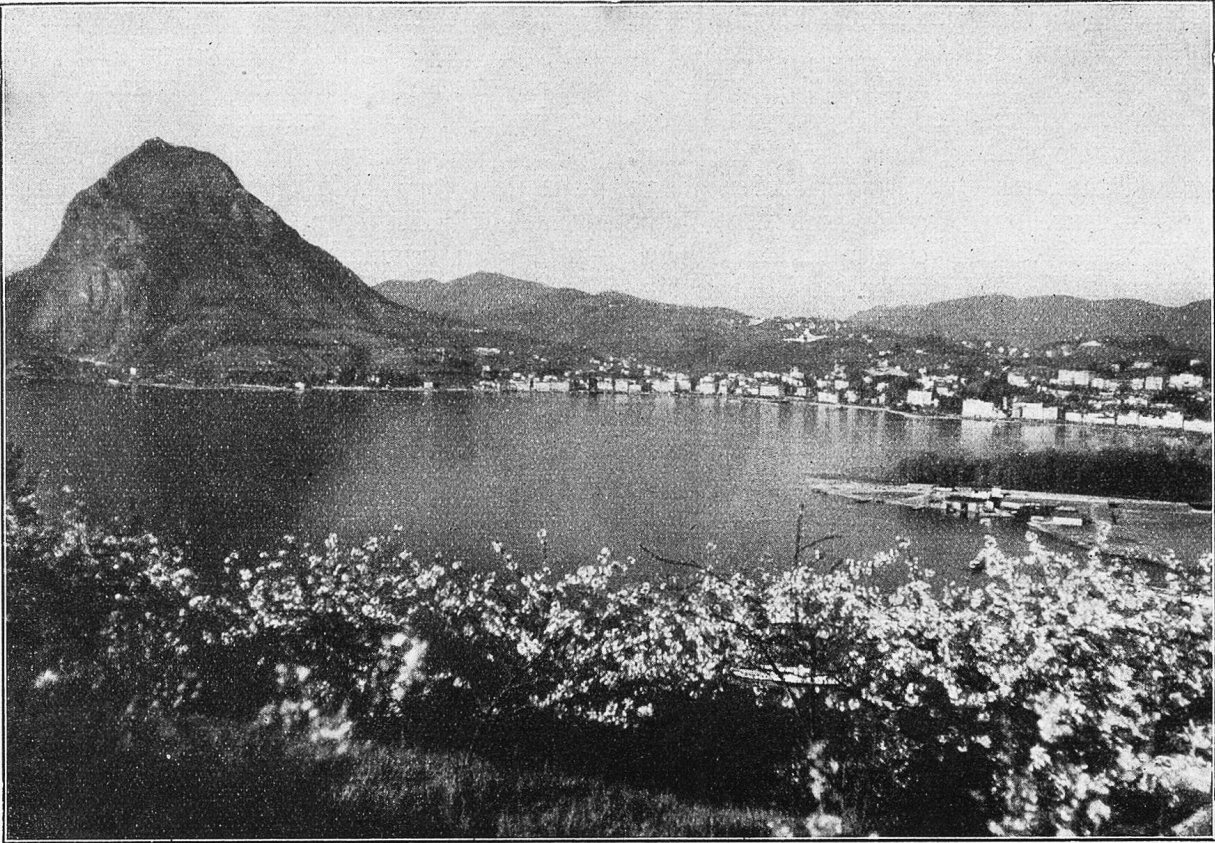
„Das Schicksal hat es nicht so gewollt. Der Schlag hat ihn gerührt, und meine Brüder sagen, ich sei sein Mörder gewesen. — Aber meine Brüder haben gar nicht das Recht, darüber zu urteilen, die kennen weder mich noch den Vater. Die haben sich ihr Lebtag nur um sich selber gekümmert und mich allein sorgen lassen für Vater und Mutter und Schwestern und Haus und Hof, und ich bin ihnen nur gut genug gewesen, wenn sie was von mir haben wollten. — Sie wenden sich heute von mir, aber sie können mir in Zukunft gar nicht fremder werden, als sie mir gewesen sind.“

„Meine Schwestern,“ — er wandte sich nach der Zeugenbank, wo Grete und Käthe mit verhüllten Gesichtern weinend saßen, und seine Stimme wurde weich wie von verhaltenen Tränen — „meine Schwestern wollen auch nichts mehr von mir wissen — aber denen verzeih' ich's gern, die sind Frauen und aus zarterem Ton geknetet — auch stehen hinter ihnen zwei fremde Männer, die es sehr leicht haben, über meine ungeheuerliche Tat entrüstet zu sein. Sie sind nun alle von mir abgefallen — nein, nicht alle“, über sein Gesicht flog ein Leuchten, „doch das gehört nicht hierher. Eins aber will ich noch sagen, und mag ich selbst als Mörder gelten: Ich bereue es nicht, daß der Vater durch meine Tat gestorben ist. Ich hab' ihn lieber gehabt, da ich ihn tötete, als wenn ich ihn hätte leben lassen. Er war alt und schwach, und was seiner wartete, war Schmach und Schande — er lebte ein so ruhiges Leben und hätte so elend hinsiechen müssen. Da ist's besser, der Tod kam auf ihn herab wie der Blitz, der den Menschen mitten in seinem Glück erschlägt. Das ist meine Meinung, ich hab' mich mit meinem Gewissen abgefunden und brauche niemandem Rechenschaft abzulegen als Gott und mir selber. Und nun mögen Sie mich verurteilen.“

„Bravo!“ rief eine dröhnende Stimme von der Zeugenbank in den Saal hinein.

Douglas war's.

Die greise Hünengestalt stand hoch aufgerichtet, die Augen blitzten unter den buschigen Brauen, und als der Präsident ihn zur Ruhe rief, setzte er sich trotzig nieder und sagte zu seinem Nachbar: „Auf den kann ich stolz sein was?“



Lugano im Frühling.

Phot. L. Muther, Lugano.

23. Kapitel.

Zwei Jahre später war's an einem heitern Junimorgen, da öffnete sich die rotgestrichene Pforte der Gefängnismauer und ließ einen Gefangenen heraus, der mit lachendem Gesicht in die Sonne hineinblinzelte, als wollte er lernen, ihren Glanz aufs neue ertragen. — Er schwenkte das Bündel, das er trug, in die Runde und schaute lässig nach rechts und nach links wie einer, der sich über die Richtung seines Weges noch nicht im klaren ist, dem's aber im Grunde gleichgültig scheint, wohin er sich verirrt. —

Als er den Giebel des Gerichtsgebäudes streifte, sah er eine Karosse stehen, die ihm bekannt sein mußte, denn er stutzte und schien mit sich zu Räte zu gehen. Alsdann wandte er sich an den Kutscher, der mit seiner quastengeschmückten Pelzmütze hochmütig vom Boß herunternickte. —

„Ist jemand aus Selenental hier?“ fragte er.

„Ja, der Herr und das Fräulein. Sie sind gekommen, Herrn Mehlföser abzuholen.“

Und gleich darauf ertönte es von der Freitreppe her: „He, hallo, da ist er ja schon — Elsbeth, sieh, da ist er ja schon!“

Paul sprang die Stufen hinan, und die beiden Männer lagen sich in den Armen.

Da öffnete sich leise und schüchtern die schwere Flügeltür und ließ eine schlanke, in Schwarz gekleidete Frauengestalt ins Freie, die sich mit wehmütigem Lächeln gegen die Mauer lehnte und ruhig wartete, bis die Männer einander freigeben würden.

„Da hast du ihn, Elsbeth!“ rief der Alte.

Hand in Hand standen sie nun einander gegenüber und sahen sich ins Auge, dann lehnte sie den Kopf an seine Brust und flüsterte: „Gott sei Dank, daß ich wieder bei dir bin.“

„Und damit Ihr euch ganz für euch alleine habt, Kinder“, sagte der Alte, „fahrt ihr hübsch zu zweien nach Hause, und ich will derweilen eine Flasche Rotspohn auf meines Nachfolgers Wohl ausstechen. Ich hab's ja gut, ich set' mich heute zur Ruhe.“

„Herr Douglas!“ rief Paul erschrocken.

„Vater heiß' ich, verstanden! Gegen Abend laß mich holen! Du bist ja jetzt der Herr daheim! Adjes.“

Damit polsterte er die Stufen hinab. — —

„Komm“, sagte Paul leise, mit niedergeschlagenen Augen.

Elsbeth ging mit schüchternem Lächeln hinter ihm drein, denn da sie nun allein waren, wagte keiner sich dem andern zu nähern.

Und dann fuhren sie schweigend in die sonnige, blumige Heide hinaus. — Lichtnelken, Glockenblumen und Gundermann woben sich zu einem farbenreichen Teppich, und das weiße Wiesenfrauenhaar hob seine wehenden Büschel, als wären Schneeflocken über die Blumen hingestreut. Die Blätter der Silberweiden rauschten leise, und wie ein Netz von leuchtenden Bändern zogen sich die Triftgräben unter ihren Zweigen dahin. — Die warme Luft zitterte, und gelbe Falter flogen paarweise auf und nieder.

Paul hatte sich tief in die Polster zurückgelehnt und schaute aus halbgeschlossenen Augen auf die Fülle lieblicher Wunder herab.

„Bist du glücklich?“ fragte Elsbeth, sich zu ihm hinüberneigend.

„Ich weiß nicht“, erwiderte er, „es will mir das Herz abdriicken.“

Sie lächelte, sie verstand ihn wohl.

„Sieh dort, unsere Heimat!“ sagte sie, auf das „weiße Haus“ hinweisend, das sich schimmernd in der Ferne erhob. — Er preßte ihre Hand, doch die Stimme versagte ihm.

Am Waldrande mußte der Wagen halten. — Beide stiegen aus und gingen zu Fuß weiter. Da sah er, daß sie ein weißes Päckchen unter dem Arme trug, das er vorher nicht bemerkt hatte.

„Was ist das?“ fragte er.

„Du wirst schon sehen“, erwiderte sie, und ein ernstes Lächeln glitt über ihr Gesicht.

„Eine Überraschung?“

„Ein Andenken!“

Als sie den Wald betraten, bemerkte er zwischen den rötlich glänzenden Stämmen etwas Schwarzes, das mit Kränzen behangen war.

„Was bedeutet das?“ fragte er, die Hand ausstreckend.

„Erkennst du deine Freundin nicht mehr?“ erwiderte sie. „Sie hat die erste sein wollen, die dich begrüßt.“

„Die ‚schwarze Susse‘“, jubelte er und fing zu laufen an.

„Nimm mich mit“, lachte sie keuchend, „du vergißt, daß wir fortan zu zweien sind.“

Er nahm sie bei der Hand, und so traten sie vor das getreue Ungetüm, das am Wege Wache hielt.

„Altes Tier“, sagte er und streichelte den ruhigen Kessel. Und als sie weitergingen, schaute er sich alle drei Schritte nach ihr um, als könne er sich nicht von ihr trennen.

„Ich habe sie gut bewacht“, sagte Elsbeth, „sie steht sonst dicht unter meinem Fenster, denn wir haben sie mit deines Vaters Erbschaft zusammen erstanden, damit sie dir nicht verloren ginge.“

Als sie sich dem jenseitigen Waldrande näherten, sagte er, auf zwei der Stämme zeigend, die zwanzig Schritte abseits vom Wege standen: „Hier ist der Platz, wo ich dich in der Hängematte liegen fand.“

„Ja“, sagte sie, „da war's auch, wo ich zum erstenmal merkte, daß ich nie würde von dir lassen können.“

„Und hier ist der Wacholderstrauch“, fuhr er fort, als sie ins Freie hinaustraten, „wo wir“ — und dann plötzlich schrie er laut auf und streckte beide Hände ins Leere.

„Was ist dir?“ rief sie, angstvoll zu ihm aufschauend. Er war totenblaß geworden, seine Lippen zitterten.

„Er ist fort“, stammelte er.

„Wer?“

„Der — der — mein — mein Signes.“

Wo sich einst die Gebäude des Heidehofes erhoben hatten, breitete sich nun eine flache Ebene aus, nur einzelne Bäume streckten kümmerliches Geästel in die Lüfte.

Er konnte sich an den Anblick nicht gewöhnen und verdeckte das Gesicht mit den Händen, während ein Schüttelfrost durch seinen Körper ging.

„Sei nicht traurig“, bat sie. „Papa hat ihn nicht wieder aufbauen lassen wollen, ehe du nicht deine Anordnungen getroffen hättest...“

„Komm hin“, sagte er.

„Bitte, bitte, nein“, erwiderte sie, „es ist dort nichts zu sehen — außer ein paar Schutthäufchen — ein andermal, wenn du nicht so erregt bist...“

„Aber wo werd' ich schlafen?“

„In demselben Zimmer, in dem du geboren bist... Ich hab's für dich herrichten lassen und die Möbel deiner Mutter hineingestellt. Kannst du nun noch sagen, daß du die Heimat verloren hast?“

Er drückte ihr dankbar die Hand, sie aber wies auf den Wacholderstrauch, der ihm vorhin aufgefallen war.



Motiv bei Vigorio (Tessin).

Phot. L. Muther, Lugano.

„Komm lieber dorthin“, sagte sie, „leg den Kopf auf den Maulwurfshügel und pfeif mir eins. Weißt du noch?“

„Ob ich weiß!“

„Wie lange ist's her?“

„Siebzehn Jahre!“

„Ach du lieber Gott, und so lange lieb' ich dich nun schon und bin darüber eine alte Jungfer geworden... Und gewartet hab' ich auf dich Jahr um Jahr! Aber du hast nichts davon sehen wollen. Endlich muß er doch kommen, dacht' ich mir, aber du kamst nicht... Und da bin ich mutlos geworden und habe gedacht: aufdrängen kannst du dich ihm doch nicht, schließlich will er dich gar nicht... Du mußt ins klare kommen mit dir... Und um allem Sehnen ein Ende zu machen, hab' ich dem Wetter das Jawort gegeben, der schon an die zehn Jahre um mich herumschwänzelte. Er hatte mich so oft zum Lachen gebracht, und da glaubt' ich, er würde — aber still davon,“ — und sie schauerte zusammen. „Komm, leg dich hin, — pfeife!“

Er schüttelte den Kopf und wies mit der Hand schweigend über die Heide hin, wo am

Horizonte drei einsame Fichten ihre rauen Arme gen Himmel streckten.

„Dorthin!“ sagte er. „Ich hab' keine Ruh', eh' ich dort gewesen bin.“

„Du hast recht,“ sagte sie, und Hand in Hand schritten sie durch das blühende Heidekraut, das wilde Bienen mit schläfrigem Summen umschwärmten.

Als sie den Kirchhof betraten, läutete vom „weißen Hause“ her die Mittagsglocke. Zwölfmal schlug sie an mit kurzen, scharfen Schlägen, ein leiser Nachhall verzitterte in den Lüften, und dann ward's wieder still, nur das leise Summen und Singen dauerte fort. —

Das Grab der Mutter war dicht bewachsen mit Efeu und wilder Myrte, und zu Häupten erhob eine Königskerze ihre strahlende Blütenkrone. — Zwischen den Blättchen krochen rostfarbene Ameisen, und eine Eidechse raschelte in die grüne Tiefe hinunter.

Schweigend standen sie beide da, und Paul zitterte. Keines wagte die heilige Stille zu brechen.

„Wo haben sie den Vater begraben?“ fragte Paul endlich.

„Deine Schwestern haben die Leiche nach Lotseim hinübergeführt,“ antwortete Elsbeth.

„Es ist gut so“, erwiderte er, „sie ist ihr Leben lang einsam gewesen, mag sie's auch im Tode sein. Doch morgen wollen wir auch zu ihm hinüber.“

„Willst du bei den Schwestern einkehren?“

Er schüttelte traurig den Kopf. — Darauf versanken sie wieder in Schweigen. Er stützte den Kopf in beide Hände und weinte.

„Weine nicht“, sagte sie, „es hat ja jetzt ein jeder von euch seine Heimat.“ Und darauf nahm sie das Päckchen, das sie unter dem Arme hielt, löste das weiße Papier der Umhüllung, und was sie zum Vorschein brachte, war ein altes Schreibheft mit zerzaustem Deckel und vergilbten Blättern.

„Sieh, das schickt sie dir“, sagte sie, „und läßt dich grüßen.“

„Wo hast du das her?“ fragte er erschrocken, denn er hatte die Handschrift der Mutter erkannt.

„Es lag in der alten Kommode, die beim Brande gerettet wurde, zwischen Lade und Hinterwand geklemmt. Dort scheint es seit ihrem Tode gelegen zu haben.“

Darauf setzten sie sich nebeneinander auf das Grab, legten das Buch zwischen sich auf ihre Knie und fingen an zu studieren. Jetzt besann er sich wohl, daß Rätke damals, als er sie mit ihrem Geliebten überraschte, von einem Arienbuch gesprochen hatte, das der Mutter gehört haben sollte, aber er hatte es nie übers Herz gebracht, sie danach zu fragen, weil er die böse Erinnerung an jene Stunde nicht wieder lebendig machen wollte.

Allerhand alte Lieder standen darin, die waren fließend abgeschrieben, daneben andere halb durchstrichen und mit Verbesserungen versehen. Diese letzteren schien sie aus dem Gedächtnis wiedergegeben oder vielleicht selbst gemacht zu haben. — Da war auch jenes von dem Sängersmann, das Rätke damals hergesagt hatte.

Und dann kam eines, das lautete so:

Schlaf ein, lieb Kind; lieb Kind, schlaf ein!
Es wacht am Bett die Mutter dein,
Bis du in Traum gesungen.

Schlaf ein!

Das Glöcklein, das vom stillen Wald
So sanft, so süß herüberhallt,
Ist auch wohl bald verklungen.

Schlaf ein!

Schlaf ein, lieb Kind; lieb Kind, schlaf ein!
Es glänzt im Hof der Mondenschein,

Erzählt ein Märchen der Linde —

Schlaf ein!

Vom Hirtensohn auf der Heide draus
Und der Prinzeß im weißen Haus; —
Da seufzen die Blätter im Winde.

Schlaf ein!

Schlaf ein, lieb Kind; lieb Kind, schlaf ein!
Dein Rosenstock am Treppenstein,
Der träumt von Hain und Hügel.

Schlaf ein!

Dein Vögelchen vom Fensterbrett
Piept leise her nach deinem Bett,
Schlägt müde die kleinen Flügel —

Schlaf ein!

Schlaf ein, lieb Kind; lieb Kind, schlaf ein!
Es wacht am Bett die Mutter dein
Und harret und harret beklommen;

Schlaf ein!

Wohl rinnt die Zeit, die Mutter wacht;
Es naht, es naht die Mitternacht,
Vielleicht wird auch Vater dann kommen.

Schlaf ein!

Und dann kam ein andres Gedicht:

Wußt' ich einst eine herzensallerliebste Maid,
Die wohnt verlassen auf der grünen, grünen Heide'
Und verlangt nach Liebe;
Sie guckt bei Tag und Nacht zum Fensterlein hinaus,
Sie guckt die schönen Blauäuglein sich aus,
Denn sie verlangt nach Liebe — — —

Da kam ein blanker, junger, fester Reiterzmann,
Der fragt: „Was schaust du mich so wunderseltzam an?“

„Mich verlangt nach Liebe!“

Da lacht er: „Mädel, dummes, komm in meinen Arm,
Schau, da liegst du mollig und da liegst du warm,
Und da gibt es Liebe.“

„O Lieber, wüßtest du, wie ich verlassen bin!
So nimm mich armes, armes Mädel, nimm mich hin,

Aber gib mir Liebe!“

Als er sich satt geruht an ihrer weißen Brust,
Da sprach er: „Hast du Schelm es wirklich nicht gewußt?“

So ist die Liebe!“ ...

„Und ist dir meine Liebe, Lieber, noch nicht leid,
So will ich bei dir bleiben bis in Ewigkeit;
Mich hangt nach deiner Liebe.“
Da lacht' der blanke, junge, feste Reiterzmann
Und zäumt' sein Roß und sang ein Lied und ritt von dann',

Ließ sie in Jammer und Liebe!

Und als die Frist, die böse Frist verstrichen war,
Sieh, da geschah's, daß sie ein Anäbelein gebär,
Ein Kind der Liebe.
Sie trug's wohl auf die grüne Heide' in Nacht und Wind.

„Im Ruß erstick' ich dich, du armes Jungfernkind,
Ersticke dich in Liebe!“

„Herr Richter, tut mit mir, was Euer Herz begehrt,
Verlassen bin ich Armste auf der weiten Erd',
Bin ohne Liebe!“

Im weißen Brautgewande stieg sie zum Schafott,
Sie sprach: „Nun nimm mich hin, du lieber, lieber Gott.

Denn mich verlangt nach Liebe!“

Da mußte er der beiden Schwestern gedenken, und ihm war zumute, als hätte die Mutter alles vorausgewußt und alles im voraus vergeben.

Und gleich darauf stand in großen Buchstaben überschrieben:

Das Märchen von der
Frau Sorge.

Es war einmal eine Mutter, der hatte der liebe Gott einen Sohn geschenkt, aber sie war so arm und so einsam, daß sie niemanden hatte, der bei ihm Pate stehen konnte. Und sie seufzte und dachte: „Wo krieg' ich wohl eine Gevatterin her?“ — Da kam eines Abends mit der sinkenden Dämmerung eine Frau zu ihr ins Haus, die hatte graue Kleider an und ein graues Tuch um den Kopf geschlungen; die sagte: „Ich will bei deinem Sohne Pate stehen, und ich werde dafür sorgen, daß er ein guter Mensch wird und dich nicht Hungers sterben läßt. Aber du mußt mir seine Seele schenken.“

Da zitterte die Mutter und sagte: „Wer bist du?“

„Ich bin die Frau Sorge,“ erwiderte die graue Frau.

Und die Mutter weinte, aber da sie so großen Hunger litt, so gab sie der Frau ihres Sohnes Seele, und diese stand Pate bei ihm.

Und ihr Sohn wuchs heran und arbeitete schwer, um ihr Brot zu schaffen. Aber da er keine Seele hatte, so hatte er auch keine Freude und keine Jugend, und oftmals sah er die Mutter mit vorwurfsvollen Augen an, als wollte er fragen:

„Mutter, wo ist meine Seele geblieben?“

Da wurde die Mutter traurig und ging aus, ihm eine Seele zu suchen.

Sie fragte die Sterne am Himmel: „Wollt ihr ihm eine Seele schenken?“ Die aber sagten: „Dafür ist er zu niedrig.“

Und sie fragte die Blumen auf der Heide; die sagten: „Dafür ist er zu häßlich.“

Und sie fragte die Vögel auf den Bäumen; die sagten: „Dafür ist er zu traurig.“

Und sie fragte die hohen Bäume; die sagten: „Dafür ist er zu demütig.“

Und sie fragte die klugen Schlangen; die sagten: „Dafür ist er zu dumm.“

Da ging sie weinend ihres Weges. Und im Walde begegnete ihr eine junge, schöne Prinzessin, die war von einem großen Hofstaat umgeben.

Und weil sie die Mutter weinen sah, stieg sie von ihrem Rosse und nahm sie mit sich auf ihr Schloß, das ganz von Gold und Edelstein gebaut war.

Dort fragte sie: „Sage, warum weinst du?“ Und die Mutter klagte der Prinzessin ihr Leid, daß sie ihrem Sohne keine Seele schaffen könne und keine Freude und keine Jugend.

Da sagte die Prinzessin: „Ich kann keinen Menschen weinen sehen! Weißt du was? — ich werd' ihm meine Seele schenken.“

Da fiel die Mutter vor ihr nieder und küßte ihr die Hände.

„Aber“, sagte die Prinzessin, „aus freien Stücken tu' ich's nicht, er muß mich darum fragen.“

— Da ging die Mutter mit ihr zu ihrem Sohne, aber die Frau Sorge hatte ihm ihren grauen Schleier um sein Haupt gelegt, daß er blind war und die Prinzessin nicht sehen konnte.

Und die Mutter bat: „Liebe Frau Sorge, laß ihn doch frei.“

Aber die Sorge lächelte — und wer sie lächeln sah, der mußte weinen — und sie sagte: „Er muß sich selbst befreien.“

„Wie kann er das?“ fragte die Mutter.

„Er muß mir alles opfern, was er lieb hat,“ sagte Frau Sorge. — Da grämte sich die Mutter sehr und legte sich hin und starb. — Die Prinzessin aber wartet noch heute auf ihren — Freiersmann. —

*

„Mutter, Mutter!“ schrie er auf und sank an dem Grabe nieder.

„Komm,“ sagte Elsbeth mit ihren Tränen kämpfend, indem sie die Hand auf seine Schulter legte. „Daß die Mutter, sie hat ihren Frieden, und uns soll sie nichts mehr tun, deine böse Frau Sorge.“

E n d e.